

AUFRÜSTUNG NACH DEM NATO-GIPFEL

GIBT ES EINEN GERECHTEN KRIEG?

Die Frage, ob es einen gerechten Krieg geben könne, hat der NATO-Gipfel in Ankara mit einem gigantischen Aufrüstungsprogramm neu akzentuiert. Und der amerikanische Vizepräsident J. D. Vance beruft sich bei den andauernden US-Angriffen im Iran auf die katholische Tradition mit ihrer Theorie des gerechten Kriegs. So einfach ist es aber nicht.

Adrian Holderegger

Papst Leo XIV. äusserte sich auf seine Weise, als die Kriegsrhetorik von US-Präsident Donald Trump und seine Vernichtungsdrohung an den Iran einen Höhepunkt erreichten: «Gott segnet keinen Konflikt. Ein Jünger Christi, des Fürsten des Friedens, steht niemals auf der Seite derer, die einst das Schwert schwenkten und heute Bomben abwerfen» (11. April 2026). Darauf re-

agierte J. D. Vance postwendend mit dem Einwand, dass diese Aussage einer fast 1000-jährigen Tradition der katholischen Soziallehre vom gerechten Krieg widerspreche. Als Beispiel nannte er die Intervention der Alliierten im Zweiten Weltkrieg, um Europa von der nationalsozialistischen Herrschaft zu befreien, und fragte leicht polemisch – an die Adresse des Papstes gerichtet: «War Gott nicht auf der Seite der Soldaten, die die Konzentrationslager befreiten?»

Hier scheinen sich zwei Positionen unvereinbar gegenüberzustehen. Selbstverständlich gibt es die Lehre vom gerechten Krieg seit dem 4. Jahrhundert, allerdings mehrfach revidiert und immer wieder theologisch neu vertieft. Die Frage ist nur, wie strikt sie ausgelegt wird. Selbstverständlich ist der Gott des Neuen Testaments, den Jesus verkündet, ein Gott des Friedens, der niemals zur Gewalt aufruft, sondern sich mit denjenigen solidarisiert, die sich der Gewaltlosigkeit verschrieben haben. Die Frage ist nur, wie dies politisch umgesetzt werden kann.

US-Vizepräsident J. D. Vance begrüsst Papst Leo XIV. bei dessen Amtseinsetzung. Später widerspricht er dem Papst öffentlich in der Frage des gerechten Krieges.





In seiner ersten Enzyklika «Magnifica Humanitas» vom Mai legte der Papst dar, dass die klassische Lehre vom gerechten Krieg heute überholt sei, da sie aus einer Zeit stamme, in der man die Zerstörungskraft moderner Waffen – Atomwaffen, BC-Waffen, automatische Waffensysteme, Terrorismus, Cyber-Angriffe etc. – noch nicht gekannt habe. Und zudem sei in der Geschichte beinahe jeder Krieg mit diesem Lehrstück als legitime Fortsetzung der Politik gerechtfertigt worden. Ohne das eigentliche Recht auf Selbstverteidigung infrage zu stellen, meint der Papst, angesichts eines massiv veränderten Kontextes müsse die Lehre vom gerechten Krieg neu bedacht werden. Es müsse vielmehr auf eine Ethik der Gewaltvermeidung und der Friedenspolitik bzw. auf eine «Kultur der Macht und Zivilisation der Liebe» gesetzt werden.

Damit verschiebt Leo XIV. den Akzent der traditionellen Thematik auf eine Friedensethik, in der das gewaltorientierte Sprachspiel wie auch strategische Überlegungen eines gerechten Kriegs in den Hintergrund treten sollen (vgl. Kapitel 5 des Lehrschreibens). Mit diesem Perspektivenwechsel liegt die Beweislast noch stärker bei jenen, die militärische Gewalt anwenden wollen. Damit ist eine

Diskussion wieder neu eröffnet, die schon ausführlich im II. Vatikanischen Konzil geführt wurde: Wann ist Selbstverteidigung gerechtfertigt? Können gezielte Präventionsschläge Teil der Selbstverteidigung sein? Gibt es Kriterien, die Gewaltanwendung rechtfertigen, um Opfer eines Gewaltregimes zu schützen, zu retten? Ist es legitim, die Souveränität eines Staates zu verletzen, um eine Gewaltherrschaft zu beenden? Ist Abschreckung durch Aufrüstung ein legitimes Mittel der Friedenssicherung?

Biblische Friedensbotschaft

Unbestritten gehört der Friede bzw. das Ethos der Gewaltfreiheit in seiner spirituellen, zwischenmenschlichen und politisch-gesellschaftlichen Dimension zum zentralen Kern der Botschaft Jesu und der ersten christlichen Gemeinden (zum Beispiel Gemeinden des Apostels Paulus). Besonders die Aufforderungen in der Bergpredigt «Liebet eure Feinde» (Mt 5,44), «Selig, die keine Gewalt anwenden» (Mt 5,5) und «Wer zum Schwert greift, wird selbst durch das Schwert umkommen» (Mt 26,52) wurden konsequent als Appell gegen jegliche Gewaltanwendung verstanden.

Die Staats- und Regierungschefs der 32 NATO-Mitgliedstaaten beim Gruppenbild am Gipfel in Ankara (8. Juli 2026). Im Zentrum der Beratungen standen die weitere Aufrüstung des Bündnisses, höhere Verteidigungsausgaben und die Unterstützung der Ukraine.

Dies ist eine radikale Überbietung des alttestamentlichen Vergeltungsprinzips «Aug um Aug, Zahn um Zahn» (Dt 19,21) und mündet in der Aufforderung, auf jegliche Gewalt zu verzichten. Dieser bedingungslose Verzicht auf Gewalt konnte in den frühchristlichen Gemeinden – kleine Splittergruppen im grossen Römischen Reich – exemplarisch, allerdings auch nicht ohne Spannungen, gelebt werden. Spuren davon finden sich in den Paulusbriefen.

Gewaltverzicht – zu ideal?

Gewaltfreiheit wurde in den ersten Jahrhunderten in dem Masse zum Problem, wie Christen mit der weltlichen Obrigkeit kooperieren und Verantwortung übernehmen mussten. Zunächst stellte sich die Frage, ob Christen als Bürger des Römischen Reiches Militärdienst leisten dürften. In dieser Frage war man sich nicht einig, stand ihr skeptisch bis ablehnend gegenüber, war sich aller-



Demonstration in London während des Irankriegs. Der Konflikt hat die Debatte über Krieg, Selbstverteidigung und Friedensethik neu entfacht.

dings darin einig, dass dem gottähnlichen Kaiser keine Ehrerbietungen erwiesen werden dürften.

Spätestens mit der «konstantinischen Wende» (beginnend um 313), als das Christentum staatsbedeutend und zur Staatsreligion erklärt wurde, stellte sich für das Christentum die Frage, wie die staatliche Autorität mit dem Fall einer militärisch organisierten Bedrohung und Aggression umzugehen habe. Obwohl die christlichen Gemeinden am Prinzip der Gewaltlosigkeit festhielten, waren sie mehrheitlich der Überzeugung, dass die staatliche Obrigkeit die Bürger vor Bedrohung, Aggression und Unrecht zu schützen habe, nötigenfalls auch unter Anwendung von Gewalt, aber unter ganz klaren Bedingungen. Dies war die Geburtsstunde der Theorie des gerechten Krieges.

Die klassische Lehre

Der Kirchenlehrer Augustinus hat als Erster eine ethisch und theologisch schlüssige Position zum gerechten Krieg verfasst. Dabei greift er Überlegungen des Philosophen und Staatsmannes Cicero (106–43 v. Chr.) auf, der erstmals vom gerechten Krieg sprach und hierfür Kriterien entwickelte, die von Augustinus weitgehend übernommen und theologisch vertieft wurden. Augustinus war überzeugt, dass der Friede, den er mit

Glück gleichsetzte, von allen Menschen erstrebt werde und dass daher der Friede das eigentliche Ziel aller politischen Ordnung sei. Gleichzeitig war er aber auch der Meinung, dieser Friede könne nur in der «Civitas Dei» (im Reich Gottes) erreicht werden. In der «Civitas terrena» (im irdischen Gemeinwesen) hingegen, gebe es – der menschlichen Natur

geschuldet – Unrecht, das unter Umständen mit Gewalt beseitigt werden müsse, um noch grösseres Unrecht zu vermeiden. In seiner Sicht ist jede Gewaltanwendung ein Übel – er nennt sie sogar Sünde – und nicht einfach legitime Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Aber dennoch könne in ausserordentlichen Situationen Krieg gerechtfertigt werden, allerdings müssten bestimmte

VOM GERECHTEN KRIEG

Cicero (106–43 v. Chr.)

Der römische Philosoph und Staatsmann spricht als Erster vom «gerechten Krieg» und entwickelt dafür Kriterien, die später von Augustinus weitgehend übernommen und theologisch vertieft werden.



Augustinus (354–430 n. Chr.)

Verfasst als Erster eine schlüssige theologische Position: Jede Gewaltanwendung ist für ihn ein Übel, ja Sünde – gerechtfertigt nur ausnahmsweise, wenn gerechter Grund, legitime Autorität, rechte Absicht, letztes Mittel und Verhältnismässigkeit erfüllt sind. Vollständiger Friede sei nur in der «Civitas Dei» erreichbar, nicht in der «Civitas terrena».



Kriterien erfüllt sein, wie: gerechter Grund (Abwehr eines Angriffs), legitime Autorität (Staat), rechte Absicht (Ziel muss Friede und Gerechtigkeit sein), letztes Mittel (Möglichkeiten des Verhandelns sind ausgeschöpft), Verhältnismässigkeit (der Nutzen muss grösser sein als der Schaden). Wohlgemerkt, Augustinus hat keine eigentliche Schrift zum gerechten Krieg verfasst, aber zu unterschiedlichen Zeiten und verstreut zu Einzelfragen Stellung bezogen, woraus sich, zusammengefasst, eine recht kohärente Position ergibt.

Erst Thomas von Aquin systematisierte die grundlegenden Voraussetzungen für einen gerechten Krieg. Ausgehend vom Recht auf Notwehr (Selbstverteidigung) und von der Pflicht des Staates, die Bevölkerung vor Unrecht und Gewalt zu schützen, formulierte er – ähnlich wie Augustinus – drei Kriterien: eine rechtmässige Autorität müsse militärische Interventionen beschliessen; zweitens müsse ein gerechter Grund vorliegen (Beseitigung von Unrecht) und drittens müsse die Absicht auf die Wiederherstellung eines gerechten Friedens bestehen. Rache, Eroberung oder Bereicherung sah er als verwerfliche Motive, sie waren für ihn kein Grund zur Kriegsführung. Die-

se Kriterien wurden – und dies ist zu beachten – für eine spätmittelalterliche Gesellschaft formuliert, in der kriegerische Auseinandersetzungen zwischen Königen und Fürsten, Willkürgewalt unter den Bürgern und feindliche territoriale Übergriffe an der Tagesordnung waren.

Infragestellungen der Theorie

In seiner bahnbrechenden Enzyklika «Pacem in terris» hat Papst Johannes XXIII. Bedenken geäussert, ob der Krieg im Atomzeitalter noch ein geeignetes Mittel zur Durchsetzung der Gerechtigkeit sein könne. Stattdessen setzte er auf die Stärkung internationaler Institutionen (UNO, Sicherheitsrat) und erstaunlicherweise auch auf die Durchsetzung der Menschenrechte.

Das II. Vatikanische Konzil (1962–1965) nahm diese sozialetische Stossrichtung auf, die sich aus dem kasuistischen Korsett der herkömmlichen Theologie befreien wollte, und skizzierte ein Leitbild des «gerechten Friedens», in der Absicht, damit die ältere Theorie des gerechten Krieges weitgehend zu ersetzen. Die Kirchenversammlung (vgl. «Gaudium et Spes», 1965) ging davon aus, dass Frieden nicht mit Gewalt, sondern primär durch die Schaffung gerechter Bedin-

gungen gesichert werden könne. Denn Friede sei nicht einfach die Abwesenheit von Krieg. In der Aggression erkannte man den Ausdruck ungerechter Zustände, von Armut und Unterdrückung, politischer Entmündigung. Gewalt erschien daher nicht als geeignetes und legitimes Mittel, um menschenwürdige Zustände zu schaffen – es sei denn, es handle sich im strikten Sinne und im äussersten Fall um Selbstverteidigung, den Schutz territorialer Integrität und die Verteidigung des Gemeinwesens. In einer christlichen Friedensethik hat die Gewaltlosigkeit, wenn sie der Botschaft Jesu treu bleiben will, unzweifelhaft absoluten Vorrang vor allen Arten der Gewaltanwendung.

Theologie und Kirche müssen zum Anwalt eines globalen Friedensprojektes werden. Wer sonst? Hierzu braucht es vielleicht wieder mehr die unmissverständliche Sprache der Propheten, die Überzeugungskraft des Arguments, das Engagement für eine «Zivilisation der Liebe» (Leo XIV.), das kluge Handeln diskreter Diplomatie. ■

Thomas von Aquin (13. Jahrhundert)

Systematisiert die Kriterien erstmals zu drei Punkten: rechtmässige Autorität, gerechter Grund, rechte Absicht. Rache, Eroberung und Bereicherung gelten ihm als verwerfliche, nie legitime Kriegsgründe.



Johannes XXIII. (1963)

Äussert in der Enzyklika «Pacem in terris» erstmals grundsätzliche Zweifel, ob Krieg im Atomzeitalter noch ein geeignetes Mittel zur Durchsetzung der Gerechtigkeit sein könne. Setzt stattdessen auf die Stärkung internationaler Institutionen wie UNO und Sicherheitsrat sowie auf die Menschenrechte.



II. Vatikanisches Konzil (1962–1965)

Das Konzil befreit sich aus dem kasuistischen Korsett der herkömmlichen Theologie und skizziert in «Gaudium et Spes» ein Leitbild des «gerechten Friedens»: Friede entsteht primär durch gerechte Bedingungen, nicht durch Gewalt – die nur im äussersten Fall der Selbstverteidigung legitim bleibt.



Leo XIV. (2026)

Erklärt in «Magnifica Humanitas», die klassische Lehre sei überholt: Sie stamme aus einer Zeit vor Atomwaffen, BC-Waffen, autonomen Waffensystemen und Cyber-Angriffen. Fordert eine Ethik der Gewaltvermeidung und eine «Kultur der Macht und Zivilisation der Liebe» statt strategischer Kriegslogik.



Fotos: Wikimedia